

BESETZT DIE BANKEN – VIER FEHLER VON KARL  
MARX UND EIN GUTER GEDANKE

OCCUPY WALL STREET – nur wenige Tage hat es im September 2011 gebraucht, um diesen Ruf weltweit zu verbreiten. Schon wachsen überall die Zeltstädte die wir schon aus Bangkok, Paris, Stuttgart und Athen kennen – symbolisieren sie Obdachlosenasyile oder Ferienlager? Jubel und Hass umtost die Demonstranten; am Londoner Horizont zeigt sich Julian Assange, der bleiche Prophet der reinen Wahrheit (die er allerdings mit Röntgenbildern verwechselt) – immer noch liegen dem vorläufig Verwahrten Teppiche von Frauen zu Füßen, die sich ihm erneut verweigern werden, wenn es ernst wird; Todesdrohungen richten sich gegen den Frankfurter Occupy-Sprecher Wolfram Siemer (20) nach seinem Auftritt bei Maybritt Illner, woraufhin sich fünf weitere Sprecher in die Schanze werfen, wie damals auf den Pariser Barrikaden 1848. Werden jetzt Karl Marx' kühnste Träume wahr? Wer erhebt sich da gegen wen? Sie werden von ihren Gefühlen nach vorn getrieben, wie das am Beginn aller Revolutionen der Fall ist. Oder erhebt sich gar niemand, weil die Botschaft sich im Medium erschöpft?

Auf dem Pflasterstrand laufen in der Sonne des späten September Halbnackte mit der tätowierten Behauptung auf dem Rücken, 99 %

wollten die Banken besetzen. Was werden die schweigenden Mehrheiten tun, wenn sie da auf den Fluren herumlaufen? Übernachten? Oder wollen wir uns nur die Banken mal kaufen? Konkrete Aussagen fehlen: Hier und da hörte man Rufe, die Banken sollten einfach verschwinden, aber die hat keiner ernst genommen.

Vielleicht sollte man wirklich den Mut haben, den Banken einmal drei Monate lang alle Tätigkeiten zu verbieten »um in Ruhe nachzudenken«, was aus ihnen werden soll. Man würde dann als erstes entdecken, dass wir auf sie als Logistiker für Wertsachen nicht verzichten können. Aus dieser Funktion, die sich in professioneller Form im Italien der Renaissance ab etwa 1300 entwickelte, ist das moderne Bankwesen entstanden. Die älteste, heute noch existierende Banca Monte dei Paschi di Siena wurde 1472 gegründet. Während man früher zum Bezahlen das wirkliche Gold, Silber und Kupfer von Augsburg nach Florenz über die Alpen schleppen musste, genügte es jetzt, den Waren ein Stück Papier beizulegen – den Wechsel, der Zug um Zug gegen Übergabe einzulösen war. Ein Räuber konnte damit nichts anfangen. Es war ein virtueller Transport von Werten, der wegen der Zeit, die er in Anspruch nahm, gleichzeitig eine notwendige Kredit – und Versicherungsfunktion enthielt. Das übernahmen die Banken und wurden mit Zinsen und Provisionen für ihre Risiken vergütet<sup>1</sup>. Nicht lange danach entdeckte man die Venture-Capital-Finanzierung. Inves-

---

<sup>1</sup> Interessant : *Gunnar Heinsohn* , Eigentum, Zins und Geld: Ungelöste Rätsel der Wirtschaftswissenschaft, 2009

toren riskierten ihr Kapital in neue Produkte, bis es Früchte tragen konnte, oder verloren war. Das war nicht nur ein Roulettetisch: Gutenbergs erste Bibel wäre ohne die Seed-Finanzierung durch Mainzer Kaufleute nie Wirklichkeit geworden und aus ihr ist 1455 auch der erste Prozess von Investoren gegen den Erfinder entstanden, weil er die Mittel in andere Projekte gesteckt habe, als vereinbart – das kommt einem alles sehr bekannt vor. Für ein modernes Wirtschaftsleben sind solche Leistungen unverzichtbar. Aber nicht nur Leute, die die Besetzung der Banken fordern, haben auf traurige Weise erfahren, wie dort mit ihrem Geld umgegangen wird: ich kenne niemanden, der auf die Frage, wie er 200.000 € so anlegen soll, dass er im Alter noch etwas davon hat, je eine vernünftige Antwort bekommen hätte. »Dividendenstarke Aktien!« Klingt immerhin wie eine vernünftige Antwort, aber wenn starke Industriewerte in wenigen Wochen 30-40 % ihres Kurses verlieren, wird jeder nachdenklich. Das zerrt an den Nerven und die meisten rennen in die Steuersparmodelle, die um genauso viel teurer sind, als sie eventuell an Steuern sparen helfen. Sollten wir Lenins Rat folgen und das Bankensystem zerschlagen?

Vieles von dem, was uns die Banken an Dienstleistungen anbieten, könnte man leichten Herzens über Bord werfen. Als erstes drängt sich die Frage auf, ob wir die Spieltische der Zocker aus den Tempeln der Banken entfernen müssen. Jedem erscheint das einleuchtend, aber jeder spürt auch, dass diese Entscheidung viel komplexere Auswirkungen hat, als man ahnen kann. Denn während wir das Bankensystem reorganisieren, können wir es nicht stilllegen. Viel zu sehr sind

die Banken mit der realen Wirtschaft und der Politik vernetzt. Und seit neuestem werden die Ratingagenturen sichtbar, die sich vorher im Hintergrund gehalten hatten. Natürlich sind sie nicht neutral, auch wenn niemand sie politisch unter Druck setzte: die Fachleute, die die USA, Griechenland oder Frankreich herabstufen, sind selbst Teil des Wirtschaftsgeschehens und vielfältiger Beziehungsnetze, die ihre Urteile beeinflussen. Sie haben eigene Interessen, die mindestens ihr Unterbewusstsein hierher oder dorthin steuern. Man muss sich fragen, ob die Hysterie, die ihre Bewertungen erzeugen, nicht völlig überflüssig ist: wenn die finanziell sichersten Nationen der Welt ein oder zwei Kategorien herunter rutschen, dann ändert sich insgesamt gar nichts! Am Ende sind auf dem Papier alle pleite, machen aber munter weiter. War das 1945 nicht viel dramatischer? Ohne Niederlage kein Wirtschaftswunder. Aber damals gab es nur einen Bruchteil der Ansprüche auf soziale Absicherung gegenüber dem Staat, die wir heute erfüllen müssen.

Trotzdem können wir die Dinge nicht auf sich beruhen lassen. Wir müssen am offenen Herzen operieren. Aber wir haben keine Herz-Lungenmaschine. Auf einmal realisieren wir, dass auch unsere marktwirtschaftliche Ordnung schnell ins Chaos umkippen kann. Marx war sich sicher, dass es so kommen musste. Aber wir werden sehen, dass er damit nicht recht hatte.

Oskar Negt<sup>2</sup> sieht eine historische Situation vor sich: »Auch die große Französische Revolution hat einmal klein angefangen« . Am Anfang war auch Schnabel nur das Ende einer Nabelschnur – würde Helmut Karasek darauf wohl sagen, sogar das Weltall hat mal klein angefangen. Von Oskar Negt hätte man erwartet, er werde von den morschen Knochen des Kapitals sprechen, die wir klappern hören, aber davon ist keine Rede. Er empfiehlt uns Immanuel Kant: die Gefühle beherrschen, aufklären usw. und beruft sich zur Stützung seiner Thesen auf – nein: nicht Alexander Kluge, mit dem er sonst gern Doppelpass spielt – sondern Marion Gräfin Dönhoff! Die Idee, dass wir es mit einem ziemlich unlogischen Problem der praktischen Vernunft zu tun haben – vielleicht sogar mit einem moralischen Problem – scheint ihm nicht zu kommen.

Gerade er hätte sich doch an Karl Marx erinnern müssen. Der hatte in seinen polemischen Phasen für alle Probleme, die der Kapitalismus aufwarf, dieselbe Idee: » Expropriiert die Expropriateure«<sup>3</sup> . Das war sein *erster Fehler*: wer nur den Eigentümer austauscht, hat damit nichts gewonnen, weil die Macht genauso wie das Geld niemals untergeht, sondern nur die Personen wechseln, die von ihr Gebrauch machen.

Dieser Fehler ist kein Grund zum Jubeln. In den letzten Jahren haben die Wirtschaftssysteme des Westens unglaubliche Finanzkrisen er-

---

<sup>2</sup> Interview 3sat vom 17. Oktober 2011

<sup>3</sup> Marx/Engels Werke MEW Bd. 23, S. 790f, gern wiederholt von Ulrike Meinhof, wenn sie in ihrer Partyzeit den Gastgebern Champagner abverlangte.

lebt,– zuletzt 2011 im drohenden Staatsbankrott Griechenlands und den Stützungsaktionen für Irland, Portugal usw. Manche anderen Statements von Marx sind nämlich nicht so leicht von der Hand zu weisen. Die jetzige Situation scheint seine Voraussage zu bestätigen, die widersprüchlichen Ziele und die Gier der Akteure müssten den Kapitalismus zerreißen. Marx' Analysen beeindruckt nicht nur durch Kenntnis, sondern vor allem durch den genauen Blick auf die Tatsachen und die Instinktsicherheit, die er bei ihrer Beurteilung zeigt.

Er hatte eine Reihe guter Gedanken. Vor allem war ihm klar, dass eingeschränkter Wettbewerb – darunter vor allem die Monopole – den Kapitalismus ruinieren. Im Endergebnis beruhen auch heute noch alle großen Vermögen auf Monopolen oder Verbrechen (oder beidem). Dieser Satz klingt sehr polemisch, aber schon die Postmonopole der Thurn und Taxis haben ihnen gemeinsam mit den Medici und den Fugger eine Sonderstellung verliehen. Es gibt eine Vielzahl historischer Beispiele, so vor allem im 19. Jahrhundert in den USA . Da haben die großen Fleisch-Eisenbahn-Kohle – oder Ölmonopole (J.D.Rockefeller, Pierpont Morgan usw.) die Märkte unter sich aufgeteilt und mit dem Gewinn die florentinischen Kunstwerke in die Neue Welt geschafft. Monopole entstehen nicht nur aus exklusivem Zugang zu Geld, Rohstoffen oder Märkten, in den Strukturen der Mafia genügen Beziehungen und im Reich der Freiheit Ideen, die jemand als erster entwickelt: Georg Soros oder Warren Buffet hatten solche Einfälle. Wer ein Monopol hat, kann fast jede Situation für sich nutzen,

sogar fallende Märkte, Kriege, Naturkatastrophen. Und heute? Haben nicht Microsoft, Apple, Amazon, Google oder Facebook ihre herausragende Stellung im Markt Produkten zu verdanken, die sie durch gewerbliche Schutzrechte absichern konnten und nirgendwo auf ernsthafte Konkurrenz trafen? Monopole können durchaus legal entstehen, wenn sie technische oder wirtschaftliche Innovationen wirksam umsetzen, aber ihre Wirkung kann trotzdem verheerend sein, weil sie de facto den Wettbewerb behindern.

Marx sah (wenn auch nur vom Schreibtisch aus) die Welt der englischen Industriearbeiter, die unmenschliche Kinderarbeit und die ungebremste Ausbeutung vor sich und rechnete die Entwicklungen logisch hoch: »Die Verwirklichung der Arbeit erscheint so sehr als Entwirklichung, dass der Arbeiter bis zum Hungertod entwirklicht wird.<sup>4</sup>«

Das war der *zweite Fehler*. Besonders in Deutschland gab es den Raubtierkapitalismus nicht, den er anprangerte. Natürlich finden wir schwarze Schafe, aber die patriarchalischen, oft auch pietistischen Unternehmer wie Friedrich Engels' Vater (1796 – 1860) bestimmten das Bild. Er war wie viele große Gründerfamilien auch späterer Generationen (Robert Bosch, Krupp, Siemens, Stumm, Haniel, Rathenau usw) gemessen an den Maßstäben seiner Zeit ein mustergültiger Unternehmer. Gemeinsam mit seinen Arbeitern wohnte er auf dem Firmengelände (daneben hatte er aber noch drei weitere Villen), er

---

<sup>4</sup> Marx/Engels, Werke (MEW) Ergänzungsband, Erster Teil, Berlin 1977 Seite 510

hat ihnen anständige Wohnungen errichtet und das Museum, das ihm heute gewidmet ist, drängt jedem Besucher unwillkürlich die Frage auf: sah der Sohn des Unternehmers darin keine ausreichende Leistung? Leider nein: Friedrich Engels jun. stand zeitlebens in einem dramatischen Vaterkonflikt, er wurde enterbt, aber da er in England die Dependancen der Engelsschen Textilfabriken in Manchester leitete, lebte er gut, teilte seinen Reichtum brüderlich mit Karl Marx und anderen Bedürftigen – und sie schrieben sich unter ihren Kampfnamen »Mohr« und »General« liebevolle Briefe<sup>5</sup>.

Die Revolution, von der sie träumten, fand in Deutschland nicht statt. Die Entwicklung wurde nämlich nicht durch solche gut gesinnten Einzelpersonen bestimmt, sondern vor allem durch die Fähigkeit der deutschen Gewerkschaften und Parteien (vor allem der Sozialdemokraten), die Interessen der Arbeiter wirksam zu organisieren. Sie griffen mit ihren Unterstützungskassen auf Ideen der Solidarität zurück, die besonders in Deutschland eine jahrhundertelange Tradition haben und sich schon im Mittelalter als Bergrechtliche Gewerkschaften (Kuxe), Knappschaftskassen, Gnadengroschenkassen et cetera entwickelt haben. Vielleicht noch wichtiger – und auf den gleichen Wurzeln beruhend – waren die Ideen von Raiffeisen und Schulze-Delitzsch<sup>6</sup>, die Bauern und kleinen Gewerbetreibenden durch Bildung von Ge-

---

<sup>5</sup> Mohr an General. Marx und Engels in ihren Briefen, ausgewählt und herausgegeben von Fritz Raddatz, Molden 1983

<sup>6</sup> Die Wurzeln dieser Ideen finden wir schon bei den ripuarischen Franken im 7. Jhd. n. Chr.: Wolfgang Fikentscher Zur Anthropologie der Körperschaft. Polis, Genossenschaft, Tewa Pueblo: Ein Feldforschungsbericht CH Beck 1995



nossenschaften und Errichtung eigener Banken dabei halfen, selbstständig zu bleiben. Anders als in Russland konnte man sie von ihrer Scholle nicht vertreiben – ein deutscher Sonderweg, den Karl Marx nicht voraussehen konnte. Diese politischen Entwicklungen bauten genug Druck auf, um seit der Kaiserzeit(!) die sozialen Netze zu knüpfen, die heute schon jedem in Deutschland sein Grundeinkommen sichern: die tatsächliche Armut ist seine einzige Bedingung. Vielleicht sind es diese Entwicklungen, die Deutschland (Österreich und die Schweiz) von anderen Ländern in Europa und weltweit unterscheiden. Vor allem hier sind Formen von Solidarität und Demokratie trainiert worden, die leider nie stark genug waren, um auch die politischen Schemata von Autorität und Gehorsam in Deutschland zu durchbrechen.

Aber in der realen Wirtschaft hat es funktioniert. Deshalb konnten die Finanzkrisen den genossenschaftlich organisierten Banken nichts anhaben. Ihre seltsamen Wasserköpfe, die Landesbanken – also überwiegend staatlich beeinflusste Institute – haben gelitten. Das waren und sind Unternehmen, die kein Basisgeschäft haben und die es nur deshalb gibt, weil die Länder in den guten Zeiten von ihren oft seltsam berechneten Gewinnen profitierten. Die Bayerische Landesbank z.B. hat fast kein Jahr ohne Skandale oder deren Nachwirkungen erlebt, von MegaPetrol (1983), Kredite an Leo Kirch (ab 2002) bis zur Hypo Alpe Adria (2007) und den unsäglichen Umtrieben von Bernie Ecclestone (2009). Aus ihren Geschäftsberichten ergibt sich zwischen 2002 und 2007 ein positives Betriebsergebnis von insgesamt

5.610Mrd €, an Verlusten wurden Ende 2008 vorläufig nur 1.740 Mrd festgestellt, so dass unter dem Strich noch 3. 870 Mrd Gewinn verblieben sind. Heute soll der Steuerzahler einschließlich der Verluste bei der Hypo Alpe Adria 13 Milliarden Mrd nachschießen: Wo sind die früheren Gewinne hingekommen? Hat die Landesregierung sie bekommen und ausgegeben? Oder hat man vorher nur »Gewinne« verbucht, die es nie gegeben hat? Dafür spricht jedenfalls, dass ab dem Jahr 2004 in der Bilanz zwar das „Betriebsergebnis“, nicht aber der »Jahresüberschuss« ausgewiesen wird! Solche Erfahrungen mit den »Damen ohne Unterleib«, wie Ludwig Poullain die Landesbanken schon in den Achtzigern bezeichnet hat, haben sich nie geändert. Vor allem an ihren Bilanzen sehen wir klar, dass auch die Begriffe Gewinn und Verlust keine Realität besitzen. Gleichgültig, welche Bilanzierungsregeln wir anwenden (HGB, IAS, IFRS, US-GAAP usw.), wir werden nie ein »realistisches« Bild der Aktiva oder Passiva eines Unternehmens erhalten. Einzelne dieser Regeln, etwa das Debt valuation adjustment führen z.B. zu einer sinkenden Bewertung von Wertpapieren, selbst wenn diese steigen (unter bestimmten Voraussetzungen ist das sogar logisch), aber diese Regeln kollidieren wieder mit anderen und immer entsteht nur ein Bild der Bilanzsekunde, das für den Blick in die Zukunft oft genug wertlos ist.

Wenn wir die Banken verstaatlichen, werden wir diesen Bilanzierungsproblemen nicht entkommen, wir werden sie eher verstärken; denn wo der Staat auftaucht, ist er entweder Monopolist oder zu bürokratisch, um dem Wettbewerb standzuhalten – im ersten Fall

sammelt er ungerechtfertigte Gewinne ein (die die politischen Parteien dann schnell unter sich verteilen), im zweiten erzeugt er unplanbare Verluste. Wir werden mit vielen Milliarden Unternehmen für den Staat erwerben, der sie dann in seinen politischen Grabenkämpfen wertlos machen wird.

Der Staat hat andere Aufgaben: er muss die Machtkämpfe, die zwischen den einzelnen Klientelgruppen um die Verteilung seiner Einnahmen geführt werden, politisch steuern und durch geeignete Verwaltung in geordnete Bahnen lenken. Für die Gewinnseite ist er nicht zuständig. Und deshalb darf er auch keine Schulden machen! Denn wenn man es einmal mit dem simplen Alltagsverstand durchdenkt: Kredite sind nur zu rechtfertigen, wenn man damit etwas anfängt, was nicht nur die Zinsen und das Kapital zurückführen kann, sondern nachhaltigen Gewinn verspricht. Keine der Aktivitäten des Staates kann diese Voraussetzungen erfüllen.

Zu einer Verstaatlichung der Banken ist es in Deutschland nicht gekommen, weil der Kapitalismus sich als wandlungsfähig erwies und die Widersprüche, die Marx richtig analysiert hatte, auf verschiedene Weise auflösen konnte. Er meinte, die Widersprüche zwischen Macht, Eigentum und Geld schafften ein Spannungsverhältnis, an dem das Wirtschaftsleben binnen kurzem zerbrechen müsse. Er hat nicht gesehen, dass gerade dieses Spannungsverhältnis für die Flexibilität des Systems sorgen kann, jene Anpassungsfähigkeit, die Darwin und Spencer als Voraussetzung für das Überleben von Systemen

definiert hatten. Der Kapitalismus hat sich zur Marktwirtschaft gewandelt wie wir sie (mindestens) aus den USA kennen, aber erst seine europäische Variante, die soziale Marktwirtschaft, zeigt die bedeutende Leistung, hochkomplexe Wirtschaftssysteme trotz (oder wegen) ihrer widerstreitenden Interessen funktionsfähig zu halten. Die Marktwirtschaft ist kein selbstregulierendes System, sie braucht Regeln, aber wenn es die richtigen sind, verteilen sich die Machtverhältnisse automatisch um. In polemischer Weise wird auch sie in manchen Diskussionen gelegentlich als »Kapitalismus« apostrophiert, so als ob unsere Kinder immer noch neben den blinden Grubenpferden durch die Brackwasser der Bergwerke trotteten.

Aber tatsächlich ist die soziale Marktwirtschaft etwas völlig anderes. Sie kann komplexe Interessenlagen mit nur drei wesentlichen Faktoren untereinander ausgleichen, die in der Planwirtschaft fehlen:

- die ständige Veränderung der Macht – und Geldverhältnisse der beteiligten Akteure (auch durch hohe Besteuerungen),
- die laufende technische Entwicklung und der Schutz der Ideen zu Gunsten der individuellen Entwickler,
- die rechtliche Begrenzung der Handlungsmacht der Akteure durch das Wettbewerbsrecht und das Kartellrecht.

Der erste Bereich entwickelt sich geradezu organisch: Unternehmer, die große Firmen gegründet und aufrechterhalten haben, sterben und finden keine geeigneten Nachfolger, einige verspekulieren ihre

Möglichkeiten, andere verkaufen, Geld wird über Steuern und Sozialbeiträge abgeschöpft, durch fehlerhafte Fusionen vernichtet usw.

Dynamischer ist der zweite Bereich: wer Ende des 19. Jahrhunderts ein Eisenbahnmonopolist war, hätte die Entwicklung des Flugverkehrs voraussehen müssen, um zur richtigen Zeit mit dem nötigen Kapital an dieser Entwicklung teilzunehmen. Erfahrungsgemäß sind aber »alte« Industrien dazu nicht in der Lage, da in ihren Hierarchien neue Ideen und junge Leute zermahlen werden und nicht blühen können. Das sieht man am deutlichsten in der Computerindustrie nach 1960. Große Firmen wie IBM oder Rank Xerox, die schon alles wussten, was man heute für das Internet braucht, haben dieses Wissen nicht rechtzeitig in Produkte umsetzen können.

Das dritte und wichtigste Instrument der sozialen Marktwirtschaft ist das Kartellrecht, das als Kern des Wettbewerbsrechts ein »geniales Entmachtungsinstrument« (Franz Böhm) darstellt. Wirtschaftliche Macht hat nämlich – wie jede Macht – die Tendenz, sich unendlich auszudehnen und alles unter ihren Einfluss zu bringen, was zu schwach ist, zu widerstehen. So entstehen immer größere Kolosse – mit ihnen auch die Spannungen, Gegenkräfte und Widersprüche, denen jedes System ausgesetzt ist. Zwar sagt man von einigen großen Firmen, sie seien zu groß, um zu scheitern – aber dahinter steht nur die Erfahrung, dass sehr große Unternehmen sich mächtige Netzwerke schaffen können, mit denen sie die Politik vor allem über den drohenden Verlust von Arbeitsplätzen und nationalem Einfluss erpressen können. Ulf Böge (ehemaliger Präsident des Bundeskartellamtes):

"Wettbewerb ist das einzige Instrument, das wirtschaftliche Macht kontrolliert, ohne dass es an anderer Stelle zu einem Machtzuwachs kommt."

Marx' hat von den oben skizzierten Elementen gewiss all jene gekannt, die zu seiner Zeit relevant waren, aber er hat sich nicht vorstellen können, dass die Wirtschaft innerhalb der dadurch entstehenden Rahmenbedingungen trotz ihres Wachstums hinreichend stabil bleiben werde. Er sah nur die zerstörerische Kraft des Wettbewerbs. Er wollte dem Staat die nötigen Mittel über die Eigentümerstellung verschaffen und dachte in den Kategorien staatlicher Regiebetriebe. So konnte er die Möglichkeit nicht sehen, dass die staatlichen Einnahmen viel höher ausfallen würden, wenn man einen großen Teil der Gewinne durch hohe Steuern abschöpfte: eine einheitliche Einkommensteuer gab es erst nach der Reichsgründung 1871 und ihr Höchstsatz betrug 4 %! Die Steuerquellen waren völlig zersplittert, willkürlich definiert und schwer vollstreckbar. Aber schrittweise entwickelte sich eine belastbare Steuersystematik und man beobachtete gleichzeitig, dass privatwirtschaftlich geführte Betriebe mehr Gewinne abwarfen als typische fürstliche und später staatliche Monopole, die sich schon im Mittelalter etwa bei der Salzgewinnung gebildet hatten. Der Kapitalismus konnte sich verändern, weil er Einzelnen auch heute noch genügend Spielraum bietet, um eigene Initiativen zu entfalten, der Sozialismus kannte nur den Plan, und die Kreativität der Leute tobte sich auf dem grauen und schwarzen Märkten aus « Sie tun so, als ob sie uns bezahlen und wir tun so, als ob wir arbeite-

ten« war ein gängiger Spruch unter russischen Arbeitern. Marx hätte besser vom Monopol-Sozialismus gesprochen, denn die Diktatur des Proletariats konnte schon vom Begriff her nichts anderes sein. So trat der Lähmungstod ein.

Der *dritte* Fehler: Marx' Idee, die Arbeitszeit neben dem Kapital als zentralen Maßstab der Wertschöpfung zu interpretieren, war revolutionär, aber sie hat eine gewaltige Lücke – Marx hat die Arbeit nur als Funktion der Zeit gesehen: zwölf Stunden Arbeit schaffen mehr Wert als nur eine Stunde, aber den Einfluss anderer Faktoren – darunter vor allem der Kreativität – hat er nicht erkannt. Der Kapitalismus konnte sich in einer offenen Gesellschaft wandeln, der gleichen Plattform, die auch Kreativität ermöglicht.

Sie drückt sich in allen gewerblichen Schutzrechten aus, vor allem im Patentrecht und dem Urheberrecht und sie ist dadurch gekennzeichnet, dass sie dem jeweiligen Schöpfer zugute kommt, der solche Ideen hat, sie in eine bestimmte Form bringt und uns zur Verwertung anbietet. Dahinter steht ein Menschenbild, das wir der Aufklärung verdanken: vorher gab es nur fürstliche und kaiserliche Privilegien, der Rechtsschutz wurde von oben und nicht von unten gesteuert.

Marx ist dieser Zusammenhang keineswegs verborgen geblieben. In seiner »Abschweifung über produktive Arbeit« schreibt er: » Ein Philosoph produziert Ideen, ein Poet Gedichte, ein Pastor Predigten, ein Professor Kompendien usw. Ein Verbrecher produziert Verbrechen. Betrachtet man näher den Zusammenhang dieses letzteren Produkti-

onszweigs mit dem Ganzen der Gesellschaft, so wird man von vielen Vorurteilen zurückkommen. Der Verbrecher produziert nicht nur Verbrechen, sondern auch das Kriminalrecht und damit auch den Professor, der Vorlesungen über das Kriminalrecht hält, und zudem das unvermeidliche Kompendium, worin dieser selbe Professor seine Vorträge als »Ware« auf den allgemeinen Markt wirft. Damit tritt Vermehrung des Nationalreichtums ein.<sup>7</sup>« Häufig hat er sich über Leute beschwert, die seine Texte abgeschrieben haben, ohne ihn als Quelle zu nennen - die Todsünde unter den Urheberrechtsverletzungen! Er wusste gut, dass er zu jenen Leuten gehörte, die ihre Arbeit ohne Rücksicht auf die Zwecke verrichten – den Kreativen.

Marx hat sich selbst nicht wahrgenommen – und das hat seinen therapeutischen Ideen letztlich das Genick gebrochen. Denn wenn es keine Erfinder und Entwickler gibt, wenn niemand mehr Bücher oder Zeitungen schreibt, weil die Zensur alles erstickt, dann entsteht zwangsläufig eine Monokultur, die nur noch aus Statistiken besteht - und die muss man fälschen, da man sonst dem eigenen Untergang täglich ins Auge blicken müsste.

Aber diese Erkenntnis hat ihn und seine Nachfolger nicht dazu bewogen, den Kreativen in den sozialistischen Systemen die Bedeutung zu

---

<sup>7</sup> Marx/Engels Werke MEW Band 26.1, Seite 363f



geben, die ihnen gebührt. Sie müssen die Gefahr gespürt haben: wer kreative Menschen in ihrer Arbeit ernst nimmt, muss die Illusion begraben, man könne mit ihnen umgehen wie mit Sachen. Da hatte *Karl Marx* einen blinden Fleck. Kreative Leute sind dort nie willkommen. Jeder muss sich einreihen, jeder muss gehorchen lernen. Die Kreativen hingegen schreiben sich Ästhetik und Ideen auf ihre Fahnen. Bei Patenten ist das nicht ganz so augenfällig, wie zum Beispiel in der Lyrik, aber auch hier sind sehr oft die technisch besten Lösungen auch die schönsten. Aber leider: kreative Ingenieure sind genauso eigensinnig wie Theaterleute und lassen sich ungern lenken. Die wenigen Kreativen, die man zeitweise gewähren lässt, resignieren oder verlieren ihre Jobs, weil sie kein Teil des Machtspiels werden können. Als sozialistische Funktionäre eignen sie sich nicht. Nur notgedrungen hat man sie im Sozialismus wirken lassen und dann durften sie auch notfalls von Adel sein: Hätte man Manfred von Ardenne nicht überall den roten Teppich ausgelegt, wären ihm vermutlich gleich die Gedanken ausgegangen. Alle innovativen Leistungen der UdSSR von der Atombombe bis zur *Tupolew TU 144* beruhten auf gestohlenen Ideen. Die gesamte chinesische Wirtschaft wäre ohne den dauernden Raub geistigen Eigentums niemals entstanden. Und alles, was in der russischen Literatur ab 1918 bis 1986 interessant war, ist im Raubdruck erschienen.

Aber auch der Westen hat massive Probleme mit dem Schutz der Kreativen. Software und Datentransport, Bilder und Töne lösen sich

von ihren physikalischen Grundlagen. Wie soll man Urheberrechte in der cloud sichern? Nicht die Raubkopierer sind es, die das System bedrohen, sondern jene, denen es gleichgültig ist. Die Diskussionen um Open-Source-Rechte zeigen uns, wohin die Reise geht: Hier stellen die Softwareentwickler ihre Leistungen jedem zur Verfügung, der sich selbst zur gleichen Offenheit verpflichtet (Copylink-Lizenz) und verhöhnen die anderen (Microsoft, Oracle, SAP usw.) als »Proprietäre« – ein schöner Begriff aus dem marxischen Vokabular!

Marx' *vierter Fehler* war der Glaube an den Plan. Er entstand logisch aus dem dritten Fehler, der fehlenden Vorstellung von Kreativität und Anpassungsfähigkeit. Als Kind seiner Zeit sah er den *l'homme machine* (La Mettrie) vor sich, der fähig sein würde, fehlerlose Pläne zu entwerfen und zu verwirklichen; klug geplante Angebote sollten jede denkbare Nachfrage wirksam befriedigen können. Die Nachfrage hielt er für chaotisch, den Plan hingegen für berechenbar. Er konnte bei seinen Überlegungen noch nicht die erst sehr viel später entwickelten Einsichten in die Psychologie von Wertbestimmungen und Entscheidungen einbeziehen<sup>8</sup>. Eine kleine Story zur Illustration: Huhn und Schwein führen Fusionsgespräche. »*Was sollen wir produzieren*«? fragt das Schwein. »*Ham & eggs*« meint das Huhn.

Auch die Chaostheorie konnte er nicht kennen. Beide Elemente sorgen verlässlich dafür, dass man Pläne machen kann, soviel man will –

---

<sup>8</sup> *Rolf Dobelli, Klarer denken, Hanser 2011*

herauskommen wird nur das, was man relativ kurzfristig abschätzen kann. Man muss die Komplexität reduzieren – der Plan kann das nur auf dem Papier, in der Wirklichkeit erhöht er sie unkontrollierbar, da sie die unüberwindliche Neigung hat, den Plänen auszuweichen<sup>9</sup>.

Die Landkarte ist nicht das Land<sup>10</sup>! Der Markt ist keine Idee, er ist die Realität. Sie wird von Menschen und Sachen bestimmt. Der Unterschied zwischen beiden ist uns klar, seit es keinen Sklavenhandel mehr gibt. Arbeiter sind keine Sachen mehr und daher ist jedes Unternehmen nicht nur vom Geld, sondern auch von den Beziehungen zwischen den Menschen und den damit verbundenen Machtdifferenzen geprägt. Bei uns haben die Arbeiter diesen Kampf gewonnen. Seltsamerweise geschah das nicht dort, wo sie formal ausschließlich über die Macht verfügten, nämlich in den sozialistischen Ländern. Woran mag das gelegen haben?

Die Antwort ergibt sich aus den Machtentwicklungen, die der Diktatur des Proletariats zwar zum Sieg verhalfen, aber gleichzeitig dafür sorgten, dass sich nie eine eigenständige wirtschaftliche Macht als *Gegenpol* zur politischen entwickeln konnte. Häufig weist man in den Debatten über den Untergang des Sozialismus daraufhin, dass die Planungen mangelhaft waren oder - noch tiefer gehend - dass hochkomplexe wirtschaftliche Vorgänge überhaupt nicht planbar sind. Natürlich kann ein gut arbeitendes Kombinat gleichwohl keinen Erfolg haben, wenn man ihm seine Gewinne wegnimmt, anstatt sie zu

---

<sup>9</sup> Grundlegend dazu : *Dietrich Dörner*, Die Logik des Mißlingens, Rowohlt 2003

<sup>10</sup> *Alfred Graf Korzybski*, Ingenieur und Linguist (1879 – 1950 )

investieren. Aber solche Fehler kommen auch im Kapitalismus vor. Viel wichtiger ist: dem Volk, dem Eigentümer an den Produktionsmitteln wurde keine Macht gegeben, über sie zu verfügen und es konnte die Leute nicht abwählen, die diese Macht besaßen und missbrauchten. Und warum missbrauchten sie diese Macht? Weil jede Macht die unumkehrbare Tendenz hat, nur an sich selbst zu denken, sich ins Absolute zu steigern und auf keinerlei Grenzen Rücksicht zu nehmen, die nicht von außen gesetzt werden.

Ein immer wieder verachteter und gleichwohl unendlich wichtiger Aspekt ist die *spielerische* Seite wirtschaftlicher Macht. Sie zeigt nicht sich nicht nur an der Börse, sondern wird jetzt auch durch die Spieltheorie erschlossen. Vielleicht werden wirtschaftliche Entscheidungen in der Zukunft mehr von dem Erkenntniswert solcher Storys als von der Fähigkeit der Manager zu langfristiger Planung bestimmt.

Nach der Perestroika haben viele gehofft, nun werde der Wettbewerb ohne weiteres den Platz der Pläne einnehmen können. Tatsächlich aber traten in der Zeit nach 1986 sofort neue Monopole auf den Plan, die – wie üblich – nicht dem Interesse des Volkes, sondern nur den Oligarchen dienten, jener Männer (und Frauen), die schon vorher – ohne Eigentümer zu sein – die wirtschaftliche Macht in Händen hielten. Das gelang ihnen nur deshalb, weil die wertvollsten Güter (Immobilien, Rohstoffe) dem Wettbewerb entzogen waren und die Anteilscheine, die der Staat ausgegeben hatte, ohne einen funktionsfähigen Wertpapierhandel praktisch wertlos waren. Einige konnten

sie für billiges Geld hinter der Fassade gesteuerter Auktionen und oftmals auf Kredit, für diese keine Sicherheiten hatten, einsammeln. Alle Staaten, die heute noch versuchen, an Marx' Ideen festzuhalten, werden an der Entwicklung einer Marktwirtschaft nicht vorbeikommen, die – wie man am chinesischen Hybridsystem sieht – ein ganz eigenes Profil im Vergleich mit jenen entwickeln kann, die wir bei uns beobachten. Immerhin sind auch die Unterschiede zwischen den USA und Europa, ja innerhalb der europäischen Länder nicht gering.

Alle diese Fehleinschätzungen sind darauf zurückzuführen, dass Marx ein Romantiker war. Von außen war das nicht zu sehen: jahrelang saß er den ganzen Tag in der British Library und lag abends im Bett des Dienstmädchens. Jenny weinte gelegentlich im Stillen – das ganz normale Setting des mittleren Bürgertums. Aber tatsächlich suchte und fand er in den Bibliotheken die blaue Blume, ein Lebensmodell das sich von der Entfremdung gelöst haben würde:

»Sowie nämlich die Arbeit verteilt zu werden anfängt, hat jeder einen bestimmten ausschließlichen Kreis der Tätigkeit, der ihm aufgedrängt wird, aus dem er nicht heraus kann; er ist Jäger, Fischer oder Hirt oder kritischer Kritiker und muß es bleiben, wenn er nicht die Mittel zum Leben verlieren will - während in der sozialistischen Gesellschaft, wo jeder nicht einen ausschließlichen Kreis der Tätigkeit hat, sondern sich in jedem beliebigen Zweige ausbilden kann, die Gesellschaft die allgemeine Produktion regelt und mir eben dadurch möglich macht, heute dies, morgen jenes zu tun, morgens zu jagen, nachmittags zu

fischen, abends Viehzucht zu treiben, nach dem Essen zu kritisieren, wie ich gerade Lust habe, ohne je Jäger, Fischer, Hirt oder Kritiker zu werden.<sup>11</sup>«

Das ist anrührende Erzählung eines großen Romanzero, die ich nur widerwillig dekonstruiere – aber es muss sein: Wenige Kritiker sind es, die man gleichzeitig als herausragende Angler kennt, die meisten von uns wollen heute genau dasselbe tun wie morgen und alle wollen abends in den Biergarten – métro, boulo, dodo, wie man in Frankreich sagt. Er träumte stellvertretend für viele den großen Traum, der Sozialismus werde es jedem in ferner Zukunft ermöglichen, in seiner eigenen Sphäre zu leben, die sich mit jenen der anderen Menschen ganz von allein koordinieren würde, wenn nur die Macht des Kapitals keinen Zugang zu diesem Paradies hätte. Das wäre alles noch gegangen, hätte er nicht andere Deutungen und Perspektiven kategorisch ausgeschlossen. So entstand schon in der Kampfzeit genau der Tunnelblick der Ideologie, die er zuvor kritisiert hatte, ein »Gebäude, das zur Verschleierung und damit zur Rechtfertigung der eigentlichen Machtverhältnisse dient«. Ideologie lebt nur in der Welt, von der sie spricht, die Perspektive kann sie nicht wechseln. Wenn die Wirklichkeit dazu nicht passt – umso schlimmer für die Wirklichkeit.

Mit Marx' Erzählungen kann man das schwierige Verhältnis zwischen Freiheit, Gleichheit und Sicherheit, das uns heute täglich beschäftigt, nicht lösen. Tief in unseren Träumen wünschen wir, wir könnten in

---

<sup>11</sup> Die Deutsche Ideologie (1845), Marx/Engels Werke MEW Bd. 3, Berlin 1978.

allen Lagen des Lebens unsere Entscheidungen allein und ohne Rücksicht auf andere treffen: wir wollen am liebsten alles sofort umsonst! Die anderen sollen unsere Freiheit finanzieren. Jetzt und hier! Diesen tief geheimen Wunsch, den jeder von uns hat, belächeln wir, wenn er uns in den Sagen und Märchen vorgestellt wird. Zauberer und Feen besitzen einen Stab, der jedem mit einer einzigen Bewegung und einem Wort (!) sofort alles verschafft, was er sich nur vorstellen kann. Märchen berichten uns auch über die Gefährlichkeit solcher Wünsche. Der König Midas wollte, dass alles zu Gold werde, was er mit den Händen berühre, musste dabei aber feststellen, dass goldene Fasane allzu hart sind für alte Zähne. Nun musste er sich füttern lassen. Oder wir erfahren von der Frau des Fischers, die im Pisspott lebte und da herauskam, als dem Mann ein großer Fisch ins Netz ging. Das war ein Zauberer und er versprach als Lösegeld Häuser, Paläste und Ämter. Bis zum Papst hat sie es gebracht. Nur als die Frau der liebe Gott werden wollte, wurde sie wieder zurück in den Pisspott verdammt. Wenn wir alle frei sind, können wir nicht alle gleich sein und irgendwann müssen wir die Einsicht akzeptieren, dass wir am sichersten nur im Gefängnis sind. Solche Einsichten lehrt uns nur die Erfahrung und in der kurzen Spanne unseres Lebens können wir nie genug davon sammeln. Wenn wir nur aus der Geschichte lernen könnten! Aber sie vermittelt uns nur Wissen und nicht die Erfahrung, die nötig wäre, um manchen Irrweg zu vermeiden. Alle ideologischen Lehren ignorieren diese Realität und sie wollen ihre Ideen ohne Rücksicht auf Raum, Zeit und Menschenwürde durchsetzen: »Was

schreckt euch am meisten an der Reinheit?« fragt ein Inquisitor den liberalen Denker<sup>12</sup>. »Die Eile!« antwortet er und entlarvt damit den Träumer in einer Sekunde: in den Träumen spielt die Zeit keine Rolle, wohl aber in der Realität.

Vielleicht hätten die sozialistischen Systeme es trotzdem geschafft, wenn einzelne Unternehmen den Lähmungstod hätten sterben dürfen. Im Kapitalismus werden die Schwächeren durch die Insolvenz aus dem Weg geräumt werden und können daher - entgegen Marx' Hoffnungen - die Wirtschaft nicht vergiften. An diesem Leichengift sind die sozialistischen Wirtschaftssysteme gestorben: kein Unternehmen durfte bankrott gehen, solange nicht alle gemeinsam in den Staatsbankrott rutschten. Wie notwendig die Drohung mit der Insolvenz für das Überleben eines Unternehmens ist, zeigt sich gerade jüngst: endlich können wir erleben, wie einige öffentliche Krankenkassen, die außer Verschwendung nichts gelernt haben, abgeräumt werden dürfen.

Solche Bilder drängen sich auf, wenn wir über die Möglichkeit von Staatsinsolvenzen reden. Allgemeine international gültige Verfahren darüber gibt es nicht. Man macht es ganz pragmatisch: die Gläubiger verzichten auf 40 % bis 60 % ihrer Forderungen (die zum Teil auf überhöhten Zinsen beruhen) und dann geht das Ganze von vorn los. Das neue Problem besteht darin, dass man nun statt der insolventen Staaten die fallierenden Banken stützen muss, die zuvor die Staatsan-

---

<sup>12</sup> Umberto Eco, Im Namen der Rose, dtv 1986, Seite 492



leihen gekauft (und daran tüchtig Zinsen verdient) hatten. Die politischen Institutionen wissen genau, dass sie die Banken dazu genötigt haben, wenn sie nicht als Staatsbanken ohnehin unter ihrem Einfluss standen – daher ihre Bereitschaft, für diese Sünden auf Kosten der Steuerzahler zu büßen. Darüber hinaus versuchen die Europäische Union, der Internationale Währungsfonds und ähnliche Institutionen mit politischem Druckmitteln auf die Sanierungs-Entscheidungen eines Staates einzuwirken; Michel Friedman vergleicht in der BUNTEN (Oktober 2011) Griechenland mit der DDR und meint, das würden wir doch schaffen. Gewiss hat er vergessen, dass als erste die Finanzbeamten (gelockt durch die Dschungelprämie) an der Speerspitze der deutschen Behörden in den Osten marschiert sind, gefolgt von den Arbeitsämtern und den Gerichten. Allein die Sicherung der Umsatzsteuer hat vom ersten Tag für Liquidität gesorgt und immerhin sind die Westdeutschen nicht wie es Horst Reichenbach, Chef der Europäischen Task-Force-Greece in Athen geschah, mit Hakenkreuzen empfangen worden. Mal ganz abgesehen davon, dass die Deutschen untereinander gemeinsam lesen schreiben und sprechen konnten – wenn sie sich auch nicht immer verstanden haben.

Man wird sich in Europa genauso arrangieren wie in anderen internationalen Finanzkrisen – so etwa mit Argentinern oder Pakistani – die vielleicht darauf hoffen, dass man ihre Insolvenzen eines Tages vergisst. Aber sie werden noch in 100 Jahren bei jeder neuen Kreditaufnahme an ihre alten Schulden erinnert werden. Michael Gorbat-

schow hat Anfang der Neunzigerjahre noch die Schulden des Zarenreichs begleichen müssen, damit er wieder neue Kredite erhielt!

Wenn wir die Marktwirtschaft und vor allem ihre sozialen Varianten gegenüber Plandiktaturen für überlegen halten, stellt sich die spannende Frage, wie es seit 2008 zu den weltweiten Finanzkrisen kommen konnte, die sich in immer kürzeren Abständen überschlagen. Vielleicht zeigt sich jetzt erst mit großer Verspätung, dass Marx doch recht hatte? Und noch spannender wäre es, zu erfahren, warum sich im Spätherbst 2011 die Aktienkurse auf hohem Niveau stabilisieren, obwohl Griechenland, Irland und Portugal in tiefen Problemen stecken und die Ratingagenturen sich daran machen, nach den USA und Frankreich nun auch andere Länder herabzustufen. Nehmen die Finanzmärkte das nicht ernst? Betrachten wir sie etwas genauer.

Tatsächlich scheinen sie eine völlig eigene Dynamik zu besitzen, die nicht mit derjenigen der realen Wirtschaft vergleichbar ist, obwohl sie das oft genug behauptet («Das Geld arbeitet»). Unter den Demonstranten sind offenbar genügend Leute, die das wissen und etwas von der Finanzwelt verstehen. Da sind nicht nur Studenten der Wirtschaftswissenschaften, wir treffen auch arbeitslose Bankangestellte, die sich ihre Krawatten abmontiert haben, wir sehen Leute, denen die Finanzierung geplatzt ist, Kleinunternehmer usw., die sich ganz erheblich von den Leuten unterscheiden, die sonst auf Demonstrationen gehen. Der Aufstand kommt nicht aus den unteren Klassen (denn die haben nichts zu verlieren), er bewegt sich quer

durch alle Schichten. Den Demonstranten muss man nicht erklären, das »Geld« ein unscharfer Begriff ist. Zutreffend ist nur »Geldzeichen«, weil damit klargestellt wird, dass alles, was über dem Materialwert eines Geldzeichens hinausgeht (beim Papiergeld ist das Null) nur der Abbildung von Ansprüchen der Marktteilnehmer dient, also stets im Einzelnen bewertet werden muss.

Gleichwohl ist die Idee des Geldes unverzichtbar, weil sie allen Vorgängen im Markt Orientierung gibt. In der sozialistischen Praxis, in der die Grundnahrungsmittel, die Mieten und vieles andere, was das Volk täglich brauchte, unter Wert gehandelt wurden, weil der Markt nicht mehr durch Angebot und Nachfrage gebildet werden durfte, verloren alle diese Funktionen ihren Sinn.

Der tiefe Graben zwischen Arbeit und Kapital, den Marx richtig analysiert hat, ist durch die Tatsache, dass sich jedermann als Eigentümer der Produktionsmittel betrachten durfte, keinesfalls überbrückt worden. An der Entfremdung hat sich nichts geändert. Sie beruhte auf völlig anderen Quellen. Für Marx hatten die Begriffe Arm und Reich noch eine völlig reale Bedeutung: wer reich war, hatte irgendwo eine große Kiste mit Geld, in die er hinein greifen konnte, der Arme hatte nichts. Heute haben Arme wie Reiche einen Kontoauszug in der Hand, auf dem zwar unterschiedliche Zahlen stehen, deren Bedeutung aber von Bewertungen abhängt, die sich täglich ändern können.

Wenn heute die jährlichen Listen der reichsten Menschen der Welt veröffentlicht werden, stoßen wir auf Mark Zuckerberg und – oft ver-

gessen –Eduardo Saverin, Dustin Moskovitz und Chris Hughes. Das sind nette junge Leute Mitte 20, deren »Reichtum« (jeweils um die 10 Milliarden \$) aus dem Unternehmen Facebook besteht, das noch nie belastbare Zahlen veröffentlicht hat. Kürzlich soll Zuckerberg zu wohltätigen Zwecken 100 Millionen \$ gestiftet haben. Dieses Geld floss natürlich nicht cash, sondern er reichte ein paar Anteile über den Tresen, die sich erst (und nur)durch einen Börsengang realisieren lassen– wenn er je stattfindet: eine einzige Pressenachricht kann das verhindern. Dann hat er nur Luft verschenkt. Alles Zauberlehrlinge . Geld ist nur ein ziemlich willkürlicher Maßstab für die Wirtschaftsleistung – also eine Idee – und hat bei weitem nicht die Objektivität, die die Zahlen auszudrücken scheinen, die wir in den Bilanzen finden. Auch in seinen virtuellen Varianten ist das Geld zwar immer noch ein Signet der Macht, aber es verleiht keinem Menschen die Art Macht, die Marx ihm zuschrieb. Wer »reich« ist, kann deshalb noch lange nichts bestimmen.

Der Volksmund wusste das seit jeher: »Wer zahlt, schafft an!«. Wer zahlt, hat die Verfügungsmacht über das Eigentum, unabhängig davon, ob es ihm selbst oder anderen gehört. Die Entscheidungen des Vorstandes einer Aktiengesellschaft dürfen die Aktionäre nur in sehr eingegrenztem Umfang beeinflussen, er verfügt über das Geld, nicht der Eigentümer. Er kann sogar sein eigenes Gehalt beeinflussen: Gelingt es zum Beispiel führenden Managern, ihre Boni anhand fragwürdiger Leistungskriterien auf breiter Front jedes Jahr zu erhöhen, findet kein Unternehmen mehr einen befähigten Mann, wenn es sich

seinen Forderungen nicht anpasst. Hier wiederholt sich die tragedy of the commons<sup>13</sup>, die wir überall beobachten, wo einzelne einen unkontrollierten Zugriff auf Werte haben, die ihnen nicht gehören. Marx konnte es mit seinen Vorschlägen auch nicht lösen: aus der sozialistischen Wirtschaft, in dem das ganze Volk de facto aus Eigentümern bestand, haben die Manager aus Staat und Partei einen noch größeren Selbstbedienungsladen gemacht.

Noch vor wenigen Jahren waren wir es gewöhnt, in einer Aktie ein Abbild ihres wirtschaftlichen Wirtes, ihre Dividendenstärke usw. zu sehen. Heute ist sie eher ein Ausdruck der Möglichkeiten und Hoffnungen des Unternehmens – ein Wechsel der Perspektive, der uns schon tagsüber an der Börse in das Reich der Träume führt. Zusammen mit Spekulationsinstrumenten, Hebelfinanzierungen, Derivaten usw. gelten die Gesetze der realen Wirtschaft nicht mehr – und vor allem deshalb findet man hier nicht den hanseatischen Kaufmann, sondern Klaus Störtebecker und seine Gesellen.

In ihrer Parallelwelt vermehren sich die Geldmengen in den Datenbanken so rasant, dass sie ihren Bezug zu den Sachen völlig verlieren. Wir sind im Roulettesaal und es wird mit Chips gehandelt, von denen niemand weiß, ob dahinter noch eine Bank steht. Müssen Banken Spieltische unterhalten, weil ihnen die einfachen Aufgaben des virtu-

---

<sup>13</sup> Garret Hardin hat diesen Begriff geprägt, Science 12/1968

ellen Geldtransports zu langweilig sind? Oder brauchen wir diese Art Handel?

Man hat die Tätigkeit der Banken gelegentlich mit einem Gezeitenkraftwerk verglichen, bei dem die hin – und herrollenden Finanzströme Energien (also Gewinne) erzeugen, die dann von denen, die im Besitz der Kraftwerke sind, abgeschöpft werden. Das Bild ist aber nicht vollständig: tatsächlich erzeugen diese Kraftwerke selbst auch noch das Wetter, sie sorgen für Stürme, die andere ruinieren, von denen sie aber einen Nutzen haben. Aber sie können nichts von alledem vorhersagen: entsteht plötzlich eine spiegelglatte See und nichts bewegt sich mehr, kann eine Bank (oder ein Staat) mit vollen Tresoren insolvent werden, weil der Wert ihrer Bestände von der ständigen Bewegung der Geldmengen abhängig ist. Das Vertrauen in ihre Finanzkraft kann in wenigen Tagen erlöschen: noch im Juli 2011 bestand die Französisch-belgische Großbank DEXIA den angeordneten Stresstest, Anfang Oktober 2011 musste sie schon wieder gestützt werden! Und warum? Im Stresstest war das Szenario, dass Staatsanleihen ausfallen, ausdrücklich ausgeschlossen worden – genau der Fall, dessentwegen man den Stresstest angeordnet hatte! Kann uns jemand das mal erklären?

Hans-Joachim Gauck versucht es. Er findet die Proteste gegen die Banken »unsäglich albern«. Er sieht in ihrer absoluten Handlungsfreiheit ein greifbares und unverzichtbares Anzeichen der Freiheit an sich: »Ich habe in einem Land gelebt, in dem die Banken besetzt wa-

ren«<sup>14</sup>. Es kann schon sein, dass auf den Fassaden einiger DDR Unternehmen das Wort »Bank« gestanden hat, aber vermutlich haben sie nur Spareinlagen verwaltet, dem Verkauf der Häftlinge abgewickelt und Schalck-Golodkowski zwischenfinanziert. Wir haben Glück, dass Gauck nicht unser Bundespräsident geworden ist, dann würde er vielleicht auch für das Abschaffen der Verkehrsampeln plädieren, die unsere Freiheit attackieren, sobald wir auf die Straße gehen. Auch andere plädieren für den wilden Kampf aller gegen alle: das ist ein Qualitätstest, den muss das Schiff abkönnen! Auf der Brücke der Titanic gab es ähnliche Argumente.

Sigmar Gabriel ist eingefallen, man könne in Europa das Trennbankensystem einführen, dass man 1933 als Reaktion auf die damalige Weltwirtschaftskrise in den USA (Glass-Steagall Act) errichtet hatte. Das klingt so einfach, als könne man die Tiger von den Zoobesuchern trennen. Aber dann werden die Verbindungen der Investmentbanken zur realen Wirtschaft schwächer und bringen möglicherweise das ganze System ins Schwanken. Vielleicht hat man es deshalb in den USA 1999 wieder aufgegeben. Jedenfalls war die Krise 2008 ausschließlich darauf zurückzuführen, dass die Banken sich gegenseitig keine Kredite mehr gewährten. Es ging also gar nicht um das Geld der Kunden– sie gingen sich hinter ihren Gittern gegenseitig an die Kehle<sup>15</sup>. Wenn wir das Trennbankensystem trotzdem in Europa einführen

---

<sup>14</sup> Hans Joachim Gauck, auf einer Veranstaltung der Wochenzeitung DIE ZEIT, Spiegel online 16. Oktober 2011

<sup>15</sup> Hans-Werner Sinn, Keine gute Idee“ Wirtschaftswoche, Nr. 6, 8. Februar 2010,

(die Amerikaner drängen darauf) hat es vielleicht wenigstens einen Placebo-Effekt. Mit Sicherheit kann man aber sagen: die jetzigen Regelungen der Finanzmärkte sind dissonant und »solange diese Musik spielt, müssen wir nach ihr tanzen, wenn wir nicht verlieren wollen « sagte ein Bankier in New York auf die Frage, warum sich auch nach der Krise nichts wirklich geändert habe (vor allem nicht an den Boni der Manager). Die Dissonanzen bestehen fort und deshalb brauchen wir Regeln, die die Finanzmärkte genauso harmonisieren, wie es die Gesetze des Kontrapunkts tun.

Die Lösungen sind irgendwo in den undurchschaubaren Verbindung zwischen den Finanzmärkten, der Staatsverschuldung, dem Grad der sozialen Absicherung und der realen Wirtschaft zu suchen, die auch innerhalb Europas in jedem Land unterschiedlich ausfallen. Am Fall Griechenland sieht man es auf den ersten Blick: erst seit kurzem wissen wir, dass dieser Staat zwar Steuergesetze erlassen hat, aber keine praktische Möglichkeit hat, die Steuern auch zu kontrollieren und einzutreiben. In seiner Not will er es jetzt über die Stromrechnungen tun. In Deutschland ist das völlig anders, wie jeder weiß. Hier muss der Musiklehrer sein privates Piano versteuern, weil er nicht nachweisen kann, dass er nur berufliche Lust hat, Musik zu machen. Wer feste Ausgaben hat, aber seine Einnahmen nicht steuern kann, sitzt in der Klemme. Um das zu wissen, muss man kein Finanzwirtschaftler sein.

In anderen Ländern hingegen ist es sehr viel komplexer. Es ist sehr wahrscheinlich, dass die staatlichen Garantien und Liquiditätshilfen



für die systemrelevanten Banken in der Zeit seit 2008 die einzige Alternative waren, die man ergreifen konnte. Aber geradezu selbstverständlich sind sie missbraucht worden: die Banken haben die billigen Kredite, die sie aus Steuergeldern subventioniert waren, schamlos für private Spekulationen benutzt. Sie haben sich damit entschuldigt, die reale Wirtschaft habe die Kredite gar nicht abgefragt. Wer hat sie daran gehindert, das Geld wieder zurückzugeben?

Zudem wäre es ohne weiteres möglich gewesen, ihnen konkrete Auflagen für deren Verwendung zu machen. All das ist unterblieben. In Zukunft muss das nicht so bleiben: jede Garantie muss an konkrete Auflagen geknüpft werden, deren Nichteinhaltung genauso strafbar sein muss wie eine Steuerhinterziehung und wir müssen die schon bestehenden Möglichkeiten der Zerschlagung von Banken, die sich verspekuliert haben, konsequent verbessern: Eine angeschlagene Bank kann keinen Schaden mehr anrichten, wenn ihre schlechten Risiken nach dem schwedischen Modell ausgelagert und nur noch abgewickelt werden, der gute Teil der Bank aber nur dann staatliche Hilfe erhält, wenn die Aktionäre und Manager unter harten Bedingungen bereit sind, an der Strukturierung mitzuwirken. Dazu braucht man klare gesetzliche Vorgaben, die bislang national wie international fehlen.

Welche Regeln funktionieren, wird man notfalls ausprobieren müssen. Es war ein Fehler der rot/grünen Regierung, sie 2002 zu lockern und blind darauf zu vertrauen, die Manager seien moralisch fähig,

sich trotz ihrer ständigen Interessenkonflikte selbst zu kontrollieren. Die Systemkontrolle, die der Staat für sich als letztes Instrument noch aufgehoben hatte, war offensichtlich ungeeignet, ihre Aufgabe zu erfüllen. Ähnlich wie im Bereich des Wettbewerbs- und Kartellrechts müssen leistungsfähige Instrumente her! Seltsamerweise wollen viele nun Marx' Vorschlag folgen, die Banken zu verstaatlichen. Damit würde nur das Monopol des Kapitalisten durch das Monopol des Staates ersetzt. Jedoch mit fatalen Folgen: wir verteilen dann nicht die Gewinne der Banken, sondern nur ihre Verluste – eine wirklich verkehrte Welt!

Der politische Wille, alle finanziellen Verwerfungen der Finanzmärkte zu bereinigen, um sie funktionsfähig zu halten, koste es was es wolle, hat seine Grenzen. Wir sehen sie an den parlamentarischen Diskussionen der EU-Länder. Sobald die alte Regel greift »auch den Bürgen sollst du würgen« wird der politische Wille an der fehlenden Finanzkraft scheitern. Dann werden zuerst die systemrelevanten Banken und danach die Länder zusammenbrechen, die sie vorher versucht haben, zu stützen.

Noch stimmen die kleineren Länder zu, damit sie im Falle eigener Krisen keine Vorwürfe zu hören bekommen. Das deutsche Argument lautet anders: Trotz der hohen Kosten und erheblichen Risiken sei es (derzeit) für uns immer noch besser, in die europäische Idee zu investieren, als unsere Kräfte in Krisen und Kriegen zu verschleudern. Wenn aber die Stützungsaktionen eines Tages mehr kosten als die Kriege, wird sich die Meinung darüber ändern. Nur zum Vergleich:

der Erste Weltkrieg soll alle Beteiligten etwa 200 Milliarden \$ gekostet haben, Deutschland zahlte an Reparationen zwischen 21,8 und 67,7 Milliarden Goldmark (die Differenz beruht auf unterschiedlichen Wertvorstellungen der Beteiligten) und John Maynard Keynes, der damals die britische Regierung in Versailles vertreten hat, erinnert sich, dass die Franzosen 400 Milliarden Goldmark geltend machten<sup>16</sup>. Der Zweite Weltkrieg soll dann insgesamt 1500 Milliarden \$ gekostet haben<sup>17</sup>. Das sind Größenordnungen, über die wir heute auch im Rahmen der europäischen Krisen erstaunlich lässig diskutieren, denn jeder hofft, den Offenbarungseid nicht leisten zu müssen. Die hochtrabenden Appelle mancher Politiker, die uns verbieten wollen, auch die Risiken der europäischen Idee abzuwägen, sind unbrauchbare Sonntagsreden. Die besseren Europäer sind jene, die langfristig denken: Ohne funktionsfähige Regelungssysteme in den Finanzmärkten der Europäer wird Marx Recht behalten, denn das Chaos, das sonst entsteht, bedroht nicht nur die freie Marktwirtschaft, sondern jedes Modell der Vereinigten Staaten von Europa.

Es wird allerdings nicht reichen, nur Marx' Fehler zu vermeiden. Uns stehen noch weitere Irrtümer bevor. Heute geht es überwiegend um die Frage, wie die Wertschöpfung zwischen Menschen und Maschi-

---

<sup>16</sup> Krieg und Frieden: die wirtschaftlichen Folgen des Vertrages von Versailles, Berenberg 2006

<sup>17</sup> Alle Schätzungen, die kursieren, sind interessengesteuert und nie miteinander vergleichbar.

nen verteilt werden soll. Auch das ist eine Machtfrage, denn es geht um die Investition der Mittel in die eine oder andere Richtung. Es ist tragisch, dass diese Diskussion nur unter dem Gesichtspunkt des Geldes geführt wird, obgleich jeder spürt, dass die Menschen in ihrer Arbeit nicht nur die Vergütung suchen, sondern aus ihr einen wesentlichen Teil ihrer Identität herleiten .

Machen wir ein Gedankenexperiment: im Jahr 2184 ist weltweit die produktive Arbeit durch Menschen bei der Erzeugung von Gütern und Leistungen abgeschafft und vollständig durch Computer und Maschinen ersetzt, es bleiben nur noch ein paar Jobs für Politiker, Dichter und Denker übrig. Die Folgen für die Machtverteilung lägen auf der Hand: die wenigen Menschen, die über die Gestaltung der Systeme, den Einsatz der Maschinen und die Verteilung der von ihnen geschaffenen Werte zu entscheiden hätten, wären die einzigen, die wirtschaftliche Macht besäßen und die anderen müssten vor ihren diversen Medien langsam verblöden, die nur noch virtuelle Nachrichten zeigen, weil tatsächlich gar nichts mehr geschieht. Kriege und Erdbeben sind ja auch abgeschafft. *Aldous Huxley* hat uns diese schöne neue Welt schon 1932 geschildert und klar erkannt, dass man die Menschen nicht einfach aus ihrem eigenen Leben verabschieden kann. Man muss sie mit sanften Drogen ruhig stellen, die langsam aber sicher jedem einzelnen die Lust nehmen, sein eigenes Leben zu gestalten und ihm nahe legen, nicht aus der Reihe zu tanzen. Dann erst sind unsere Träume zugleich Albtraum und Wirklichkeit geworden.

25.10.2011